

Arme Leute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **35 (1894)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Will nhd me sägä, nei! 's Wort
 Isch z'wenig am e so ne Ort:
 Das muoß mä gseh und zfrida sy,
 Und dankä Gott im Härz derby —
 's lyted Anglisch Gruoß im Thal,
 Und stiller wird's nu überall.

Wer wett nid bätä? Meint mä doch
 Der lieb Gott syg eim bsunders noch
 Sie uf der Alp. — I Gottes Hand
 Bisählid mier 's lieb Vaterland;
 I Gottes Händä wem mer 's lah
 Und under ys der Friede ha.

J. L.

Arme Leute.



I. Ein Samichlaus-
 abend, aber ein trau-
 riger.

in von den Kindern der Urschweiz freudig erwartetes Fest ist dasjenige des heiligen Nikolaus, der sogenannte Samichlausestag. Schon lange vorher verlegen sich die Kleinen eifrigst auf's Beten und verzeichnen jedes „Vater unser“ und „Gegrüßt seist du Maria“ auf dem Kerbholz. Endlich beginnt der Samichlauseabend zu dämmern, schon erklingen und glottern aus der Ferne die Ruchschellen, Chlepfen und Tricheln und gelbe und rothe Laternen tauchen im Finstern auf, es naht der Samichlaus mit seiner Begleitung. Von Haus zu Haus bewegt sich der schellende und rasselnde Zug. Ein als Bischof verkleideter Knabe stellt den Heiligen vor. Gewaltig ragt die papierene Insel auf seinem Haupte empor, in der Rechten führt er den von Flittergold schimmernden Stab und ein zur Albe umgewandeltes Nachthemd vollendet den bunten Ornat. Hat der Samichlaus den einzeln Häusern seinen Besuch abgestattet und ein kleines Geschenk an Obst oder Geld empfangen, dann zieht er mit seinen Begleitern weiter und die Schellen und Tricheln und jauchzenden Stimmen verklingen allmählig in der Ferne.

Mit freudiger Erregung warten nun die Kinder, bis der Samichlaus im Stillen wiederkehrt und sie mit einer reichen Schleifeten überrascht.

Auch in der großen Wohnstube des Haselrütthiratscherrn harrten und beteten die Kinder. Schon

seit Nachmittag saßen sie hinter dem großen Kachelofen, der vierschrötig und behäbig in der Stubenecke stand. Aus Kacheln erbaute Stufen führten zwischen Ofen und Wand zum sogenannten Ofenloch, d. h. zu einer viereckigen Öffnung in der Stubendecke, durch welche sich am Abend gewöhnlich die Vuoben hinaufzuschwingen und ihr Quartier in der oberhalb der Stube gelegenen Laube zu beziehen pflegten. Auf diesen warmen Ofentritten saßen 's Bethli und 's Anneli und der kleine Fränzli und beteten mit heller Stimme, während ihre Auglein sehnsüchtig nach dem Ofenloche schielten, von wo sonst der Samichlaus Nüsse und Äpfel, Schnitze und Ehräpfli auf die kleinen Beter hinabzuschütten pflegte. Inbe, wie freuten sich da die Kleinen, wenn all' die guten Sachen auf sie herunterhagelten und nach allen Ecken der Stube rollten. Aber ach! — heute warteten die eifrigen Beter umsonst, der Deckel des Ofenloches war und blieb hartnäckig geschlossen.

Kräftig schallte das Gebet hinaus in die Küche, wo die Mutter ein paar Äpfel und Nüsse und steinharte Birenschnitze zusammensuchte, um sie den Kindern zu schenken. Eine Thräne rann dabei der guten Mariann über ihre Wangen, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, denn sie gedachte der Zeiten, wo in der Haselrütthi noch Kisten und Kasten, Keller und Kammer mit Borräthten wohl versehen waren und ihr Mutterantlitz am Samichlausestag vor Freuden strahlte, wenn sie ihre Kinder reichlich beschenken konnte. Grad reich war freilich der Haselrütthisepp nicht; das väterliche Heimen hatte der Chlaus geerbt und dem Sepp einen kleinen Ausstand gezahlt. Sepp kaufte die Haselrütthi, wie die Leute sagten, viel zu theuer. Die Mariann, seine Frau, hatte von Vater und Mutter zusammen 500 Pfund geerbt; aber beide waren anfehrige und hauslige Leute, die das Heimeß selber wercheten, weder Knecht noch Mägde an-

stellten und im Jahr höchstens viermal Tagelöhne ausgaben, zweimal im Austagen und zweimal im Herbst für die Wäscherinnen. Dagegen konnte der Sepp noch selber hie und da ein Tagelöhndli verdienen. Im Winter gieng er mit seinen Nachbarn in's Holz und im Sommer half er ihnen aus, wenn er die Haselrütthi eingeheuete hatte. Da wurde der Sepp vor acht Jahren an Stelle des Peterhansen Toni zum Gemeinderat und drei Jahre später an der Landsgemeinde zum Rathsherr gewählt. Wie hatte sich damals die Mariann gefreut und dem Tschagijäggl, der ihr diese Nachricht überbrachte, einen Franken Botenlohn gegeben. Aber seither hat die gute Frau mehr darüber gebriegget als gelacht, daß sie eine Rathsherrne geworden.

Seine Ämter fingen nämlich an, dem Sepp gewaltig in den Kopf zu steigen. Da der Gemeinderath seine Sitzungen gewöhnlich im „Ochsen“ abhielt — der Ochsenwirth war Gemeindepräsident — so meinte er gleich, er müsse schandenhalber auch ein Schöpplein oder zwei Schaffhauser trinken, Most wäre doch nicht anständig gewesen. Nicht, daß etwa der Sepp zu viel getrunken hätte, bewahre — aber im Jahr machten die verschiedenen Schöpplein doch schon ein ordentliches Sümmchen aus. Als der Haselrütthler Rathsherr geworden war, wurden seine Auslagen natürlich nicht kleiner. Er mußte den großen und kleinen Schützen mehr zum Verschießen geben; er ließ einen neuen Fäden-schoppen und auf den Winter einen Balmum machen; er fing an, auf der Gasse und im Wirtshaus Cigarren zu rauchen, statt der Pfeife, und die Mariann mußte als Rathsherrnefrau auch hübscher gekleidet sein. Für all' das hätte Sepp die auf der Haselrütthi haftenden Pfundgülden verzinsen können; jetzt hatte er nichts dafür, als

einen schönen Namen. Bald war dem Haselrütthlerathsherr sein Haus nicht mehr hübsch genug. Das Schindeldach mußte fort, die Vorlaube wurde heruntergesägt, das Haus erhielt einen neuen Dachstuhl und größere Fenster, es wurde außen verandert und die Wohnstube neu vertäfelte; selbst die Rauchküche wurde umgeändert und eine eiserne Herdplatte erstellt.

Das war zu viel auf einmal. Sepp mußte an all das den letzten Klappen, den er aus der verkauften Milch gelöst, verwenden, ein Frauengütlü versehen und 1000 Franken noch dazu bekennen. Jetzt steckte er im alten und im andern Jahr im uralten Zins innen. Gerade der heutige Samichlaustag war für den Rathsherr ein recht böser Tag. Martistag war zwar wieder für ein Jahr überstanden, aber diejenigen, welche dem Sepp Sicherheit geleistet hatten, drängten ihn zum Zinsen und Zahlen. In dieser Noth suchte Sepp ein Stück Vieh zu verkaufen, aber es wollte ihm zu wenig gelten; einzuziehen hatte er nichts. Da setzte er auf die letzte Karte und machte sich nach dem Zabig auf den Weg, um bei seinem Bruder, dem Rübichlaus Geld zu entlehnen. Wie wird's ihm gehen? Der Rübichlaus ist ein zähes Mandli, schindig und geizig wie kein Zweiter.

Und erst sein Weib, der Rübichratsch! —

Solcherlei Gedanken giengen der Frau Mariann durch den Kopf, als sie für ihre Kinder die Schleiketen zusammensuchte. Alle die traurigen Beobachtungen, welche sie während der letzten Jahre gemacht, schwebten an ihren Augen vorüber — als sie plötzlich aus ihrem düstern Hinbrüten aufgeschreckt wurde.

Ueber die Stiege stolperte und polterte ein Mann herauf, ein rothangeschwellenes Gesicht,



aus dem ein paar blutunterlaufene Augen glogten, zeigte sich unter der Rükenthüre.

„Hä, hä! Frau Ratsherr!“ schrie eine widerlich krächzende Stimme; „hä, hä! d’Frau Ratsherr will schleifen! darf ich mithalten?“ Mit diesen Worten trat ein zerlumpter, schmutzig aussehender und schon ziemlich bejahrter Mann in die Küche und schwankte auf die Mariann zu. „He, gibts nicht’s für mich, Alte?“ „So großen Kindern schleift man nicht mehr,“ sagte die Frau, theils beschwichtigend, theils abwehrend, „geh’ doch weg!“ Das war für den besoffenen Kerl zu viel; er fing an, die Fäuste zu ballen und aufzubegehren: die Frau Ratsherr sei reich genug und brauche ihren leiblichen Bruder nicht so zu verschüpfen. Jetzt gehe er expreß nicht! Wie ein Hudel lasse er sich „nid usägghä, selb gwiß nid!“ „Ach Gott!“ jammerte die Frau „Bruder, laß mich doch in Ruh, ich bin ja selbst viel ärmer und übler dran, als du.“ „Was!“ schrie jetzt der Keigelmigi, Marianns Bruder, durch diese Worte nur noch mehr aufgeregt. „Was sagst du, du seiest arm? Ne Ehrangle bist, weißt du was, ne Gyzthyl, und ’s wär dir gleich, wenn ich vor Hunger und Glend mit meiner ganzen Familie drauf gienge.“

Mariann konnte ihren Thränen nicht mehr wehren; sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Drinnen in der Stube verstummte das Beten der Kinder; drei Köpfcen streckten sich neugierig durch die halbgeöffnete Stubenthüre, die aber geschwind wieder geschlossen wurde, als die Kleinen den bösen Mann, wie sie ihren Onkel nannten, reden hörten.

Die Mutter aber langte erschrocken in den Sack und zog ihr einziges, ihr letztes Fränklein heraus, das sie aufgespartt hatte, um ihren Kindern eine kleine Bescheerung zu kaufen. Mit zitternder Hand reichte sie das Geldstück ihrem immer noch tobenden Bruder. „Da nimm,“ sagte sie schluchzend, „da nimm, es ist das letzte Geld, das ich habe, aber es reut mich nicht, wenn du es für etwas Rechtes brauchst und nicht — —“ „Hä, hä! die Frau Ratsherr hat Geld wie Laub“ spottete der Keigelmigi, indem er rasch nach dem Fränkli langte und es lachend einsteckte. — „Vergelt’s Gott tausendmal! Gelt wenn ich wieder in der Noth bin, darf ich nur zu dir kommen, Mariannli! Hä, hä!“ Lachend polterte er hierauf die Stiege hinab nud verließ johlend und schwankend das Haselrütthihaus. Die arme Mariann! Ganz erschöpft war sie

auf die Herdplatte niedergesessen, hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte bitterlich. Drinnen in der Stube hatten die Kinder inzwischen wieder zu beten angefangen. Die Mutter hob ihren Kopf, wischte die Thränen aus den Augen und stand auf, um ihren armen Kleinen wenigstens etwas zu schleifen. Ein paar Aepfel und Nüsse, dürre Zwetschgen und Birnen hatte sie bereits zusammengesucht; es war ein kleines Häuflein. Mariann gieng nun in ihre Kammer, durchsuchte Kisten und Kasten und öffnete alle Drucken und Gänterli, um etwas zu finden, das für die Kleinen paßte. Da war ein Nastuch, das noch ziemlich neu ausah, dem Heidegger Nazi sein Hochsig-schnupftuch; dort lag ein gesticktes Geldsäckeli das ihr einst der Haselrütthiapp noch als ledig gekramet und daneben ein geschnitztes Radlenhüsli. In einem Gänterli stand ein altes Helgenhus mit einem wächsernen Christkindeli, das der Bäsigotte sel. gehört hatte; es wurde herausgeholt und vom Staube gereinigt. Mit diesen Schätzen schlich nun die Mutter hinauf in die Laube, wo die Kleinen zu schlafen pflegten und legte jedem seinen Antheil auf’s Bett, das Helgenhus stellte sie dem kleinen Fränzli auf’s Gutschli. „Wenn ich nur noch ein paar Ehräpfli oder Läcklüechli hätte“ seufzte sie, „aber jetzt habe ich den letzten Franken dem Migi geben müssen, der ihn doch nur verschnapslet.“

Das Weinen stand der guten Mariann schon wieder nahe, aber sie faßte sich, gieng in die Stube hinunter und rief: „Chömid, chömid Chinde, d’r Samichlaus hed g’schleift.“

Im Nu war das Beten verstummt und die Laube von den Kindern erstürmt. Da lagen die Aepfel und Schnitze, die Nüsse und Birnen, das Nastuch und ’s Geldsäckeli, ’s Helgenhus und ’s Radlenhüsli hübsch vertheilt auf der Bettdecke. Jubelnd stürzten die Kleinen darüber her, — aber nicht lange dauerte es und der kleine Fränzli fragte ganz verwundert, warum der Samichlaus keine Läcklüechli mitgebracht habe und keine holzige Chue — „Und keis Ditti?“ fuhr’s’Anneli dazwischen. „He, Chinde!“ beschwichtigte die Mutter „der Samichlaus muoß a gar mängem Ort schleifen, er hed halt nid für alle gnuog Sachen; er bringt de ’snächst Jahr meh!“ „Muetter“ rief jetzt ’s Bethli, „Muetter, luegid, ’s Fazänetli isch scho zeichnet.“ „Ja, und ’s Radlehüsli scho ä chli verhyd!“ plapperte das Anneli weiter. „Muost nid so grob umgah“, tadelte die Mutter, „so fini Sache erlydid das nid.“ —

Gottlob, daß der Vater kam und allen weitern Bemerkungen ein Ende machte.

Aber ach, wie erschrad die Mutter, als sie ihren Mann beim Licht erblickte. Er war ganz gelbweiß im Gesicht und eingefallen und seine Lippen waren zwetschgenblau gefärbt. Finster rollten seine Augen, er zitterte an allen Gliedern. „Jeses Maria, was hast du?“ rief Mariann voll Schrecken, „ist Dir nid wohl?“ „smacht nüd“ gab Sepp trocken zur Antwort, aber obwohl er auf der Ofenbank am warmen Ofen niedergesessen war, so erhudelte es ihn doch am ganzen Leib, und beim Nachtessen nahm er bloß ein paar Löffel Suppe, die gesottenen Herdäpfel rührte er gar nicht an. —

Nach dem Essen machte die Mutter den Kindern das Kreuz und schickte sie sogleich in's Bett. Als sie allein waren, da erzählte ihr der Sepp, wie ihn sein Bruder, der Rübichlaus angeschauzt und schier aus dem Haus gheit habe, sobald er etwas vom Geldentziehen gesagt habe. Da sei er natürlich auch taub geworden und habe dem Chlaus wüßt gesagt und so seien sie im Streit geschieden. Auf dem Heimweg sei ein starker Biswind gegangen, er glaube, er habe sich dabei verkältet, es friere ihn unrechtmäßig und steche ihn in der linken Seite, daß er fast nicht mehr schnaufen möge. —

Bange Sorge ergriff die erschrockene Mariann; sie drängte den Mann, sofort in's Bett zu gehen, wärmte Milch und Wasser und gab ihm zu trinken, damit er in Schweiß gerathe. Aber ihre Hände zitterten und ihre Augen schwammen in Thränen, als sie dem Sepp das Beckeli hinhielt. „Ach Gott, was wird aus all' dem noch werden?“ seufzte sie — es war ein trauriger Samichlausabend, der in der Haselrütthi gefeiert wurde.

II. Nochmals ein Samichlausabend, aber ein lustiger.

Während der Haselrütthirats Herr gramerfüßt und krank von seinem Bruder dem Rübichlaus nach Hause zurückkehrte, war der Reigelmigi eifrigst bemüht, wieder aus der Wirthschaft zum Ofsen, in die er sich verirrt hatte, herauszukommen. Behutsam tappte er über die Stiege hinab, und stolperte mehr als einmal, obwohl der Hausgang durch ein Licht erhellt war. Die Thüre stand sperangelweit offen, doch für den Migi war die Öffnung noch lange nicht weit genug. Wankend und schwankend wie ein vom Sturm umhergeworfenes Schiff, steuerte er dem Ausgange zu, ängstlich bemüht, bei seiner Irrfahrt einen Gegenstand sorgfältig unterm durchlöchernten Hirtshemd zu verbergen. Bisweilen aber nötigte ihn der Kampf ums Gleichgewicht, seine Hand auszustrecken und hierbei wurde auch das sorglich gehütete Kleinod sichtbar, eine wohlgefüllte Schnapsflasche.

Glücklich war endlich die Hausthüre gefunden und eben drängte sich der Reigelmigi mit voller Dampfkrast durchs weit geöffnete Thor, als er erschrocken zurückprallte und wie ein

schwerer Sack gegen die Hausmauer plumpste. Aus dem Dunkel der Nacht kreischte ihm eine nur zu gut bekannte Stimme entgegen.

„Chuißt ändlich, dui Suifhund dui?“ Das Wesen, welches mit diesen lieblichen Worten den zu Tode erschrockenen Reigelmigi begrüßte, war seine nicht viel schönere Hälfte, das Chropflittrini. „Gieb mir d'Fläsche, fust gahd sie z'Schärbä!“ kreischte es weiter und eine dürre Hand streckte sich aus, packte das sorgfältig gehütete Kleinod mit einem kühnen Griff und praktizierte es in einen mächtigen Bogenkorb hinein, den das



Chropflitrini bei sich trug. „So, jetzt heim!“ lautete das weitere Kommando und willig folgte der Keigelmigi, aber im Zickzack und unter bedeutenden Schwankungen, wie ein schiefgeladenes Fuder, das auf holprigem Wege mühsam weiterrollt.

Am Ende des Dorfes lagen eine Anzahl kleiner, verwahrloster und halb zerfallener Häuschen, das sogenannte Keigelnest. Einige, nicht gerade im besten Rufe stehende Familien wohnten hier. Vor einem dieser Paläste machte das Paar halt und die Frau öffnete die morsche Thür und rief in den dunklen Gang hinein: „He, Stini, Zänzi, Trini, wo seid ihr, ihr Schlorpen! Bringt Licht, ihr Dampänä!“ Auf diesen Ruf erschienen drei weibliche Wesen in dreckige Lumpen gehüllt und von zottigen Haarsträngen umflattert, oben auf der gebrechlichen Stiege. Mit einem qualmenden Öllichte leuchteten sie der schwer bepackten Mutter und dem nicht minder schwer beladenen Vater auf dem gefährlichen Wege. Diese drei weiblichen Wesen waren die Töchter des Hauses, der Stolz des Chropflitrini und die Zierde des Keigelnestes, Meitschi im Alter von 16—20 Jahren. In der ruhigen Stube angelangt, stellte Trini keuchend den großen Bogenkorb auf den Tisch und das flackernde Lämpchen beleuchtete jetzt das Anlitz der Alten, das häßlich genug war, um auf einer Kunstausstellung Furore zu machen. Neben der spitzen, rothgefärbten Nase funkelten zwei glühende Augen unter buschigen Brauen hervor. Unter der mit Flaum reichlich besetzten Oberlippe klappte ein zahnloser Mund und der Hals war mit einer Beigabe verziert, welche der Besitzerin den Namen Chropflitrini eingetragen. Wie ein Nachthuri kauerte die Alte vor dem schwergeladenen Korbe und zog mit krallenden Fingern Gegenstand um Gegenstand aus der scheinbar unergründlichen Tiefe hervor. Zuerst erschien die schon gemeldete Schnapsflasche; sie wurde behutsam bei Seite gestellt. Jetzt zeigten sich Stück für Stück, ein halbes Duzend Läckuchen und Eierweggen, ein halber Zuckerstock und eine geräucherte Rinderzunge, ihnen folgten Krapsen und Würste, Turtli und Hirzenhörnli, Mandelkernen und Baslerlederli und mancherlei Gutes und Süßes ohne Zahl. „Zänzi, hesch d'r Most g'holt? Trini, hesch d'Nidle greicht?“ So schallt's nach rechts, so schallt's nach links. „Hend'r gnuog Geld g'ha?“ forsch't jetzt die besorgte Mutter weiter. Was nämlich die Meitli den Tag über erbettelten, was sie aus den Erdäpfeln, dem Brod und anderem lösten, das ihnen als Almosen ge-

reicht und dann verkauft wurde, das diente dazu, um die sogenannten Nebenausgaben, den Ankauf von Schnaps und Zuckerzeug zu bestreiten. — Nachdem das Zänzi, Trini und Stini Rechenenschaft abgelegt haben, wird ihnen von der Mutter befohlen, andere Kleider anzulegen, sie seien gar wüesti Hurschi, man müsse sich ja schämen, wenn Besuch komme. Nebenbei schimpft das Chropflitrini über die Buoben, die immer noch nicht heim sind vom Samichlaustrichlen. Jetzt sind die Sachen ausgepackt, der Keigelmigi, der auf dem Ofenbänkli hübscheli eingeduselt ist und zu schnarchen anfängt, erhält einen Schupf. „Nid schlase, Alte, nid schlase!“ — Tisch und Stühle werden zurecht gerückt, Teller und Gläser aufgetischt, die alte Mutter geistert in der Stube herum, wie ein zwanzigjähriges Meitschi; jetzt lauft sie in die Küche, um nachzusehen, ob alles bereit sei: das Schwarze zu fieden, die Nidle zu blähen. „Mäitlänä“ ruft sie den immer noch mit dem Ankleiden beschäftigten Töchtern. „Mäitlänä! losid! Wo sind ai d'Vuobe?“ „Sie chömid ja“ ruft 's Zänzi aus der Laube, ich g'höre sie ho!“ — Wirklich sind die Buoben zu hören, der Wiesel und der Toni poltern die Stiege herauf, daß das Häuschen erzittert. Die Mutter ist schnell bereit, ihnen abzufordern, was sie beim Trichlen an Geld bekommen haben, aber die Buoben wollen nicht ausrücken, und meinen, es möge sich nicht vertragen, es habe gar nicht gut ausgegeben und beim Bertheilen hätt's nur ganz wenig auf einen getroffen. — Aber s'Chropflitrini ist ariggnuog, sie weiß wohl, daß den Schlingeln nicht zu trauen ist, daß sie alles Geld verchrämten, Pfifli und Taback kaufen, die donnerschießigen Hudlen. Nachdem sie aufbegehrt hat wie ein Rohrspaz, wird der Wiesel zu des Grindlers und zum rothen Peterli geschickt und zum Gigerhansli, um sie zu einem lustigen Abend einzuladen. Die Mutter dinget es dem Buob noch ganz besonders an, daß er ja nicht vergesse, dem Hansli zu sagen, daß er seine Geige mitnehme. „Äz mueß hinecht öppis gah!“

Endlich ist alles bereit. Die Meitschi haben sich gewaschen und gestrählt und feiertäglich gekleidet. — Der Wiesel ist auch schon zurück und hat die alte Grindleri mit zwei Meitlene und zwei Buoben, den rothen Peterli und den Gigerhansli sammt seiner Geige mitgebracht.

Zuerst wird eins gespielt und eine Nidel ausgefeiseret, dann geht's an's Schmausen und Schnabelieren, an's Bankettieren und Hase-

lieren, daß es eine Freude ist. Die Meitschi erzählen, wie sie beim Betteln die Leute angelogen und die Buoben berichten lachend, wie sie da und dort etwas aufgelesen und nicht gefragt haben, wem es gehöre. Das Chropflitrini ist ganz entzückt über seine hoffnungsvollen Nachkommen und kann ihre G'scheidheit nicht genug rühmen. Die alte Grindleri schimpft über die reichen Leute, die den Armen nichts gönnen. Der Keigelmigi bringt das Abenteuer mit seiner Schwester, der Haselrüthifrau, auf's Tabet und prahlt mit schwerer Zunge, wie er ihr ein Fränkli usg'loge habe. Zwischenhinein wird Eins gesungen, der rothe Peterli weiß ja so hübschi Viedli und 'sChropflitrini wird nicht fertig mit Anbieten und Einschenken und Auffordern zum Essen und Trinken. Nun fangen ihre Meitschi auch an zu singen und 'sStini stimmt an und 'sZänzi und Trinili sekundieren:

„'Sind isärä dry Meitli,
'S hed käis ä käi Mah;
D' Mutter hed Chummer
Sie müeß alli dry ha!“

Der rothe Peterli ist mit einer Antwort nicht verlegen. Er träbled mit den Füßen und singt aus vollem Halse:

„Wißä Wy und rothä Wy
Und Wasser us dä Mehrä;
Meitli häb dui s'Schernerli zuo,
I mag di nimmä g'herä.“

Ein schallendes Gelächter belohnt den Sänger. Selbst die alti Grindleri mit ihrem Zahnlückenmaul und ihrer krächzenden Stimme will nicht hinter den andern zurückbleiben. Gerne möchte sie dem rothen Peterli eins hauen, drum legt sie den Kopf auf die Seite und krächt:

„Dry rydigi Giheli,
A gfohläti Gaiß,
Das gid mär d'r Vater,
Wenn i z'hyratä wäiß!“

Der rothe Peterli merkt natürlich den Stich und wird taub. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und will der Grindleri heimzahlen, aber der Gigerhansli hat sein Instrument schon gestimmt und bereits erklingt ein lustiger Hopser. Buoben und Meitli springen auf, im Nu sind Tische und Stühle bei Seite gerückt und die Paare wirbeln auf dem holprigen Fußboden in der Stube herum, daß sich die Balken biegen und der Staub aus allen Ecken wirbelt. Es wird gejauchzt und gestampft, daß das ganze Keigelnest erzittert. Der Keigelmigi freilich nimmt

am Tanz nicht teil, er hat sich hinter den Ofen gesetzt und ist trotz des Lärmens friedlich entschlafen, aber seiner ehrbaren Ehehälfte, dem Chropflitrini fährt neues Leben in die alten Beine. Es hat den rothen Peterli erwischt und walzt mit ihm wie närrisch herum.

In den Zwischenpausen wird Chöli getrunken, reichlich mit Schnaps vermischt, das regt die Geister auf und küßt die müden Füße.

Mitternacht ist längst vorüber, aber die lustige Gesellschaft denkt noch nicht daran, sich zu trennen. Immer und immer mieden die Meitli: „Hansli, mach nu einä uif, nur nu einä!“ Und der Hansli geigt weiter, bis die Saiten springen und der Morgen heitert. „Jetzt mein' ich, jetzt thüeg's es,“ sagt der Hansli und packt sein Geiglein ein und mit sturmen Köpfen und müden Beinen trennen sich die lustigen Päärlein.

So wurde im Keigelnest der Samichlaus gefeiert; allweg anders, als im Haselrüthihaus, wo der Vater die ganze Nacht hustete und gruchsete und die Mutter vor Kummer und Angst kein Auge zuthun konnte.

III. Eine Erbsensuppe, aber eine versalzene.

Am Morgen in aller Frühe schellte die Haselrüthifrau an der Hausglocke des einzigen Arztes im Dorfe. Sie bat den Doktor, er möchte doch um Gotteswillen recht schnell zu ihrem Manne kommen, derselbe liege krank darnieder, es habe ihn während der Nacht fürchterlich zu stechen angefangen in der linken Seite und er könne schier nicht mehr schnaufen; auch habe er während der Nacht krassenrothes Blut speien müssen. Der alte Herr schüttelte ganz bedenklich seinen weißen Kopf, es sei eine Lungenentzündung im Anzug, sagte er, und man müsse dem Sepp zu Ader lassen.

Am andern Morgen kam der Doktor wieder. Der Haselrüthiratsherr meinte, es gehe ihm heute bedeutend besser, aber der Doktor machte ein langes Gesicht und als er mit der Mariann aus der Kammer in die Stube hinausgieng, sagte er zu ihr, der Mann habe den heimlichen Stich und es könnte leicht fehlen. „Jeses Maria!“ seufzte die Mariann und fiel schier um vor jähem Schlupf. Sie wußte, was das sagen wollte, und es wurde ihr schwarz vor den Augen, doch bald faßte sie sich wieder als starke Frau voll christlicher Ergebung. Sie fühlte sogleich, daß es ihre Pflicht sei, dafür zu sorgen, daß Sepp nicht unbereitet den Weg in die Ewigkeit antrete, aber es war ihr doch, als ob sie ihm das Todesurtheil ver-

künden müsse, als sie ihm vom Verwahren redete. Sepp meinte zwar, es werde nicht so gefährlich sein, es sei nur so ein Stichflüßli, an dem sei noch keiner gestorben, aber er habe nichts gegen das Verwahren.

Nachdem der Pfarrer gekommen und den Haselrütthiratsherr beichtgehört und verwahrt hatte, sagte der Kranke ganz gefaßt zur Mariann, er sei nun vorbereitet zum Sterben. Dann ließ er die Kinder an sein Bett kommen, machte ihnen noch einmal das Kreuz und ermahnte sie, der Mutter recht schön zu folgen und stets brav und fromm zu sein. Nun wurde der Kranke ruhiger, so daß die Mutter wieder Hoffnung schöpfte, aber am andern Tag athmete Sepp wieder viel schneller, der blutige Auswurf wurde schmutzig. Er klagte fast nicht mehr über's Stechen in der Seite, zupfte und zausete aber immer an der Bettdecke herum und fing an zu schlafen. Dann und wann redete er ganz irre, sagte, man solle doch das Buseli vom Bett wegzagen, es thue so wüst; fragte wo die Kinder seien, es sei schon spät am Abend und er wolle den Rosenkranz vorbeten; plötzlich wollte er auf und davon, er müsse zum Rübichlaus. Endlich wurde er ruhiger und immer ruhiger und am siebenten Tag war der Haselrütthisepp eine Leiche.

Wie ihr Mann die Augen schloß, da war es der guten Mariann, als ob die Sonne ihr goldenes Auge geschlossen habe. Mit dem Leben des Vaters schwand der Stern des Glückes für die Familie in der Haselrütthi; eine grausig dunkle Nacht von Armut, Not und Mißgeschick brach für sie herein. Zentnerschwer lasteten die Sorgen auf dem Herzen der schwergeprüften Mutter. Das Gelddrückli im Rantrum war leer, Mariann wußte nicht, womit sie die Sterbekosten bezahlen, geschweige die Familie durchbringen sollte. In den Augen der Leute mochte die Ratsherrenfamilie immer noch als wohlhabend gelten; niemand ahnte, wie das Hauswesen in der Haselrütthi zurückgegangen und wie das Gut verschuldet war — und doch fühlte es Mariann nur zu gut, wie arm sie war, ärmer als der ärmste Bettler.

Kein Wunder, wenn die brave Frau hinter dem Sarge ihres Mannes todtenbleich wie eine Sterbende einherwankte, wenn ihr Weinen Mark und Bein erschütterte, als die Schollen dumpf auf den Sarg hinabrollten und mit ihrem Manne ihr Glück und den letzten Rest von Hoffnung begruben.

Als sie, in düsteres Sinnen versunken, mit ihren ältern Kindern vom Grabe des Vaters zurückkehrte, holte sie der Kirchmeier ein und entbot ihr den Lobspruch. „In Ewigkeit, Amen“ antwortete Mariann tonlos und gesenkten Blickes. „Ihr habt eine schwere Zeit vor euch, gute Frau mit dem Eschüppeli Kindern, aber der liebe Gott wird euch nicht verlassen. Es ist wenigstens noch ein Heimen da, ihr wißt wo ein und aus.“ Jetzt erst blickte die Mariann auf und indem sie mit feuchten Augen den Kirchmeier ansah, seufzte sie: „Weiß es Gott! Euch darf ich es schon sagen, sonst nützt ja das Klagen bei fremden Leuten nichts; es ist eine Frage, ob wir die Haselrütthi behalten können. — Es stehen viele Gülden drauf und seit den letzten Jahren sind wir entsetzlich hinterst gekommen. Wir sind noch schier alle alten Zinsen schuldig und anderes noch mehr.“ Mariann konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden. — „Ja, wenn dem so ist,“ fuhr der Kirchenmeier nach einer Pause fort, „so wäre es am besten, ihr ließe über den Mann sel. auf Verlangen einer ehrenden Anverwandtschaft einen Schuldeneruf ergehen, damit ihr wißt, woran ihr seid.“ „Aber ich weiß und verstehe von allem dem nichts. Wenn ich nur jemanden hätte, der mir an die Hand gehen würde; aber ich bin ohne Hilfe und Rat.“

„Wenn ihr wollt, Mariann, so will ich euch das besorgen und eurer Kinder Freundschaft zusammenberufen. Der Rübichlaus wird wohl der nächste Freund sein, doch sich euer, denk ich, nicht z'viel annehmen wollen. Aber ich will ihm schon Beine machen, habt keinen Kummer. V'hüet euch Gott!“

Damit gieng der Kirchmeier starken Schrittes weiter, Mariann aber kehrte mit ihren Kindern in die vereinsamte Haselrütthi zurück.

Noch waren keine drei Tage seit der Beerdigung des Haselrütthiratsherrn vergangen, als sich bereits das Chropflitriini meldete, und um einiges Gewand vom verstorbenen Ratsherrn bettelte. Die Haselrütthifrau war gerade daran, zu Mittag zu kochen; eine magere Erbsensuppe stand über dem Feuer.

Mariann erschreckt, als sie das böse Weib zu ihr in die Küche schleichen sah; ihr edelste, als das wüste Käf mit verdrehten Augen sein Beileid auszusprechen begann: „Ja, ja, ihr habt viel verloren, Frau Schwägeri,“ nieselte das Trini. „Der Herr Ratsherr ist gewiß ein aparti guter und braver Mann gewesen, ein so g'meiner

und herablassender. Mit dem haben die armen Leute auch noch reden können, wenn er schon ein Reicher und Vornehmer gewesen ist. B'hüetis Gott, wie schad ist es um ihn!" So heuchelte und schmeichelte das Chropflitrini und faltete dabei andächtig die Hände und schielte in alle Ecken und guckte g'wundrig in die Pfanne, in welcher die Erbsen das Wasser röthlich färbten. Mariann sagte kein Wort, sie hatte Arbeit genug, den Aerger hinunter zu würgen. „Aber ihr seid halt auch eine gute Frau“ plapperte das Weib weiter, „ihr Zwei habt zu einander gepaßt, bei euch haben es die Armen auch gut. — Nicht wahr, Mariann, ihr gebt mir schon öppis G'wands vom Mann selig. Mein Mann, euer Bruder, ist ja ung'fähr von seiner Größe und könnt's ganz gut nachentragen. Wir wollten gewiß während dem Dreißigsten alle Tage ne Psalter für den Rathherr sel. beten, im untern Beinhus unnen“. Die Mariann reistete verlegen im Holz und rührte in der Suppe und wünschte das Trini, weiß der Himmel, wie weit weg. Endlich sagte sie: „Grad viel G'wand hat mein Mann sel. nicht gehabt, das wisset ihr schon; er ist nie b'sunders hoffärtig gewesen und was noch da ist, brauche ich wahrli selber, um den Kleinen Reider daraus zu machen. — Ihr wißt ja schon, wie viel die Buoben verrücken und verzerren, 's war schad, wollte man immer Neues anschaffen.“ „Ja, selb weiß ich schon auch“ entgegnete 's Trini „aber es gibt halt auch Leute genuog, die armen Leuten nichts gönnen mögen, und wenn sie selber alls'is genuog haben.“ Dabei warf die Alte einen giftigen Blick auf die Pfanne in der Herdplatte und gieng, aber unter der Küchen-thüre drehte sie sich noch einmal um und schimpfte und drohte, — da sehe man wieder die nahen Verwandten, das seien die hartherzigsten gegen

die armen Leute. Eine ärgere Ohrangle als die Mariann gebe es nicht und eine hochmüthigere Here, das habe der Reigelmigi schon genuog erfahren müssen. — Aber sie werde ihren Lohn schon noch bekommen.

Chybig schlekte das Chropflitrini die Küchen-thüre zu und machte sich davon. Nicht weit von der Haselrütthi begegnete ihm des Rübichlausen Frau, der Rübirätsch. — „Wo kommst du her?“ fragte sie neugierig. „He, aus der Haselrütthi,“ entgegnet das Trini noch immer ziemlich aufgeregert. „Habe gemeint, etwas vom Todtengewand als Almosen zu erhalten, aber da bin ich läß angekommen. Die Haselrüttheri, die Ohrangle, gibt nichts aus den Fingern. — Ja, die hat's gut! Jetzt kann sie haselieren mit dem Vermögen vom Mann sel. Denk nur, ich hab' es selber g'sehen mit eigenen Augen, sie hat W'hsuppe z'Mittag gekocht, W'hsuppe!“

„W'hsuppe!“ rief erstaunt der Rübirätsch und schlug voll Bewunderung seine Hände über dem Kopf zusammen, „W'hsuppe! Was du nicht sagst! Ja, ja, die rothen Augen und das rothe Gesicht kommen nicht vom Brieggen allein. — Rei au, W'hsuppe! 'S wär g'scheider, sie würden ihre Schulden zahlen.“ — „Was“ rief



das Chropflitrini neugierig, „Schulden? Haben sie Schulden?“ „Mein's auch, sie haben Schulden; sie stecken drin, wie der Hund in den Flöhen. Mein Mann hätt ihnen draushelfen sollen, aber ich hab' dem Chlaus meine Meinung g'sagt, daß er kein Narr sei und sein Geld nicht wegwerfen solle. Weißt was Trini, aber ich sag' das nur dir, du sagst das sonst keinem Menschen, — es kommt mir kurios vor, daß der Haselrütthisepp so g'schwind wegg'storben ist! das ist verdächtig. B'hüet'is Gott und 's heilig Ehrück! Was macht einer, wenn er so viel Schulden hat und nicht weiß, wo aus,

wo an?“ „Was du nicht sagst“, jauselte das Chropflitrini, „Wer hätte das gedacht! Und was geschieht mit der Frau, was mit den Gosen?“ „Ja, die können in's Waisenhaus, die haben lang genug g'haseliert und die vornehmen Leute g'spielt. — Aber Trini, du sagst mir niemanden etwas davon, ich möchte nicht, daß die Sache durch mich auskäme, — obwohl es nicht mehr lange geheim bleiben wird. Leb' wohl Trini!“

Mit diesen Worten humpelte der Rübirätsch seinem Häuschen zu. Dieses lag nicht weit hinter dem Dorfe an einer sonnigen Halde; aber wie elend und verwahrlost sah da alles aus! Am Dache war seit zwanzig Jahren nichts mehr geflickt, an den Fenstern nichts gewaschen worden. Der Gartenhag lag am Boden, die Hausstiege war am Einstürzen und die Fensterläden hingen kaum mehr in den Angeln. Vom Gädeli her kam der Rübichlaus. Er hatte eben seine magern Gaisfli gemolken und trug in einem dreieckigen Chesseli die Milch in's Haus.

Chlaus war ein spindeldürrer, etwas nach vornen gebeugter Mann und schon ziemlich bejahrt. Der Geiz schauerte ihm zu den Augen im Kopf und zu den Löchern in den Ärmeln heraus. Der einzige Luxus, den er sich gönnte, war eine Pfeife Tabak — aber was war das für ein Kraut! Ohne Not wagte sich kein lebendes Wesen in das Bereich dieses schauerhaften Duftes, nur der Rübirätsch und die alte blinde Kage nahmen daran keinen Anstoß. Chlaus' Kleidung starrte vor Schmutz und die Hosen, endlos geflickt, waren zur Bläzeturthi im Kleinen geworden. Chlaus war nicht redegewandt, er konnte halbe Stunden lang seiner Frau zuhören, ohne sie zu unterbrechen, höchstens ein „So, so! — 'S wird nid sy!“ quoll zwischen seinen Zähnen hervor. Dumm war der Chlaus eigentlich nicht, aber er hatte auch keinen Ueberschuß an Gescheidtheit. Sein Grundsatz war: Hausen und Sparen, wenn dabei auch alles zu Grunde gieng. Wenn er nur keinen Baken ausgeben mußte, dann war ihm alles gleich. Seine Frau, der Rübirätsch, theilte mit ihm diesen Geiz, was aber das Reden anlangte, so war sie das gerade Gegentheil von ihrem wortkargen Mann. Nie versiegte der Strom ihrer Beredsamkeit; sie machte nur Pausen, um zu schnaufen oder zu schnupfen, denn wie der Chlaus sich den Luxus des Rauchens erlaubte, so war seine Frau auf das Schnupfen verjessen, gleichsam als wollte sie die Nase dafür entschädigen, daß sie die Nachbarin eines so unermüdlichen Maules sein mußte.

Heute ließ der Rübirätsch schon von weitem seine Stimme erschallen. Der Chlaus mußte hören, bevor er in's Haus getreten war, wie bunt es die Ratsherrenfrau treibe, wie sie Weinsuppe kochte, prasse und schwelge und die armen Leute zum Haus hinausgheie. Chlaus hörte gutmüthig zu. „So, so!“ jagte er. „'S wird nid sy!“ Als ihm aber doch endlich das Gerede zu lang wurde, streckte er sein Chesseli Milch der Frau entgegen und mit einem kurzen „Sä da!“ machte er „ganze Wendung kehrt“ und ging wieder seinem Gädeli zu.

IV. Trübe Tage und ein Sonnenblick.

Ein neues Jahr war angebrochen, mit ihm kamen neue Prüfungen über Frau und Kinder im Haselrütthihaus. Schon in der ersten Nummer des Amtsblattes erschien der Schuldenruf über den verstorbenen Ratsherr im Namen einer ehrenden Anverwandtschaft. — Das gab Arbeit für böse Zungen. Der Rübirätsch und das Chropflitrini mit ihrem gesammten Anhang von Ratschweibern und Kaffebasen verheckelten und zerzausten den Ratsherr sel. und die Mariann, daß es ein Glend war. Kein guter Fezen blieb an ihnen. In der Haselrütthi sah es traurig aus, die Mutter schwebte in bangen Sorgen, wie der Schuldenruf enden würde, und jetzt kam gerade noch ein Ungfehl, das ihr großen Schaden brachte. Das beste Kind im Stall, das Hirzi, sollte kalbern und niemand war da, der etwas verstand. Als der Vieharzt kam, da mußte er das arme Thier stechen und am Abend schon hing es hinterm Haus an der Winde. Das war der Mariann mehr als 400 Franken Schaden; letzten Herbst hatte der Burdimarti 30 Dublonen auf das Kind geboten.

Als vom Obervogt dem Kirchmeier der Geltenrodel eingehändigt wurde, da sah es gar böß aus. Zum Glück konnte die Freundschaft die Haselrütthi noch ziemlich teuer verkaufen. Vom Profit konnte die Familie des Ratsherrn sel. in's Erbe eintreten die Schulden bezahlen und es blieben ihr noch 887 Fr. 64 Rp. Jetzt wurde den Kindern ein Vogt bestimmt, in der Person des nächsten Verwandten, des Rübichlaus. Vogt und Vogtskinder waren darüber nicht besonders erfreut. Mariann versorgte den Chlaus, weil er grausam hauslich war und den Rübirätsch zur Frau hatte, und Chlaus war auch nicht begeistert, weil er dachte, er habe nun die Scherrerei, das G'müed und G'stürm und das Klagen alle Tage in den Ohren;

einer so fürnehmen Bettlerherrschaft zu dienen sei aparti schwer, meinte er.

Bis Mitte März durfte Mariann mit ihren Kindern noch in der Haselrütthi wohnen, dann mußte sie das Haus verlassen. Bleich und abgehärmt saß die Mutter in der Stube hinter dem Spinnrad und während das Rädchen schnurrte und der Faden sich drehte, rannen ihr die Thränen über die hohlen Wangen und in ihrem Geiste drehte sie einen Faden, von Elend und Schmerz zusammengesponnen. Bang hob sich ihre Brust beim Gedanken, wie es ihr möglich werden sollte, alle die schweren Prüfungen zu bestehen. In solch furchtbaren Augenblicken wollte ihr schier das Herz zerspringen — trostsüchend richtete sie ihren thränenumflorten Blick auf das Bild des gekreuzigten Heilandes, das in der Stube aufgehängt war. Da schaute sie den lieben Heiland voll Wunden und bedeckt mit Todesschweiß, das dornengekrönte Haupt auf die zerrissene Brust gesenkt. „Mein Gott, mein Gott! Warum hast du mich verlassen?“ hörte sie im Geiste den gekreuzigten Gottessohn stöhnen und je länger sie das Leiden des Erlösers betrachtete und je deutlicher sie seine Seufzer hörte, um so mehr schwand ihre Bangigkeit und ihr eigenes Kreuz kam ihr jetzt viel leichter vor. — Am Fuße des Kreuzes aber sah sie die schmerzhafteste Mutter, ihr Herz von einem Kranz von Schwertern durchbohrt, und der Gedanke, daß Maria unter dem Kreuze stehend ausgeharrt und nicht gewankt habe, flößte Kraft und Mut in ihr geprüftes Herz. Sie fing an recht innig und vertrauensvoll zu beten und milder Trost quoll von oben auf sie herab; sie wurde ruhig und gefaßt und vereinigte ihr eigenes Leid mit dem bitteren Leiden des göttlichen Heilandes und seiner schmerzhaften Mutter.

Bis jetzt hatte Mariann für sich und ihre Kinder noch keine Behausung gefunden; endlich machte der Kirchmeier eine solche ausfindig, klein zwar und unbequem, doch genügend groß und nicht theuer. In einem Nebengebäude der Wirtshaus zum „Lämmli“ befand sich ein Dachstübchen mit zwei kleinen Kammern, Räumlichkeiten, die seit langem nicht mehr bewohnt worden waren. Auf Zureden des Kirchmeiers ließ der Lämmliwirt, ein gutmüthiger braver Mann, die Wohnung nothdürftig herstellen und ein Kucheli einrichten und Mariann sollte am 15. März in dieses ihr neues Heim einziehen.

Mit blutendem Herzen nahm die vielgeprüfte Frau, nahmen die armen Kinder von der Hasel-

rütthi Abschied. Schöne, von der Sonne des Glückes erhellte und erwärmte Tage waren von der Mariann einst hier verlebt worden, aber finstere Wolken hatten sich über der Stätte einstigen Glückes zusammengeballt und lasteten bleischwer auf dem Herzen der Mutter. Schwarz lag die Zukunft vor ihr, das Gefühl der Vereinsamung und Hilflosigkeit drückte sie nieder und ein heftiges Heimweh nach den Tagen des Glückes an der Seite ihres Mannes preßte ihre Brust zusammen. — In der Stube betete sie noch einmal mit ihren Kindern, dann nahm sie die Kleinen an die Hand und verließ mit ihnen das Haselrütthihaus. Inzwischen führte der Lämmliwirt mit seinem Choli den Hausrat fort; es war kein großes Fuder.

In der neuen Wohnung suchte sich die Haselrütthifrau einzurichten, so gut es ging. Das erste was sie that war, daß sie den Wäschlumpen und das Fegsanddruckli zur Hand nahm und die Behausung tüchtig reinigte. Mariann war von früher her an eine schöne saubere Ordnung gewöhnt, und die Kinder kamen, wenn sie auch schlechtes Gewand an hatten, immer sauber und geflickt, wie aus dem Druckli heraus, daher. Sie pflegte zu sagen, der Faden sei das köstlichste und wohlfeilste, sie könne damit aus den alten Hudlen wieder neue Kleider machen. Das Wasser koste hier zu Lande gar nichts, drum wolle sie das Flickli und Waschen nicht sparen. Sorgfältig wurde nun der Hausrat verteilt und aufgestellt, gar grüßeli viel Zeit hat es freilich dazu nicht gebraucht, denn der Bogt Chlaus hatte alles verkauft, was ihm überflüssig schien. Das Kreuzifix mit der schmerzhaften Mutter bekam in der Stubenecke den Ehrenplatz. An den kleinen Fenstern wurden einfache, aber saubere Vorhänge angebracht, der Stubenboden schneeweiß gefegt. Die Beckischerben und alten Zinnteller auf dem wurmstichigen Buffet glänzten wie nagelneu und der Lämmliwirt sagte, er kenne das Stubeli nicht mehr, so heimelig sehe es darin aus.

Inzwischen rückte der Sommer wieder heran, und der Lämmliwirt bekam allerlei Gäste, Leute aus fremden Ländern und fernen Städten, welche den Sommer auf dem Lande zubringen wollten. Neben andern Bediensteten mußte der Lämmliwirt auch eine Wäscherin anstellen und weil das Sodababi bereits alt und übelmügend war, so fragte er die Mariann, ob sie vielleicht dessen Arbeit übernehmen wollte. Natürlich sagte die Mariann nicht nein und freute sich, etwas nebenbei verdienen zu können. Bis spät am Abend stand sie am

Wäschüber oder am Glättiladen und verrichtete ihre Arbeit zu allgemeiner Zufriedenheit.

Unter den Kurgästen, die schon seit mehreren Jahren jeden Sommer beim Lämmliwirt sich aufhielten, befand sich auch ein Herr aus Bonn mit seiner Frau. Beide waren sehr reich, aber auch zugleich überaus herablassend und freundlich und im ganzen Dorfe bekannt und beliebt. Ihre Freude war es, mit braven ärmern Leuten zu verkehren, nach ihren Lebensverhältnissen zu fragen, ihre Not zu lindern. Auch die Mariann fiel ihnen auf, wie sie so fleißig und unverdrossen an ihrer Arbeit war. Zu wiederholten Malen hatten sie dieselbe schon angeredet. Mariann hatte kurz und bescheiden geantwortet, denn das Rätchen und Brotschen war bei ihr nicht Mode, wie bei andern Weibern ihrer Kunst. Das gefiel den guten Leuten und als sie auch noch vom Lämmliwirt erfahren hatten, wie der Mariann ihr Mann gestorben und sie in's Unglück gekommen sei und für ihre drei Kinder schaffen und hausen müsse, da waren der Herr und die Dame ganz gerührt und dachten daran, der guten Frau Unterstützung und Vinderung in ihrem Unglücke zu verschaffen.

Es war an einem Sonntag im Spätsommer. Die Mariann saß mit ihren Kindern eben am einfachen Mittagessen hinter einem Teller voll gesottener Herdäpfel, da klopfte es an die Stubenthüre. Als die Mutter erschrocken „Herein!“ rief, trat der fremde Herr mit seiner Gemahlin in's Stübli. Mariann begrüßte freundlich die unerwarteten Gäste und stellte ihnen Stühle hin. Dann mußten die Kinder der fremden Herrschaft die Händli geben und sagen, bei wem sie in die Schule gehen und was sie schon gelernt hätten. Die Kinder, zuerst etwas erschrocken und schüchtern, wurden ganz zutraulich und redselig, als die fremde Dame jedem ein Päcklein Baslerlederli verehrte und als der Herr das Bethli fragte, ob es mit ihnen kommen und bei ihnen als Mägdli dienen wolle, da glänzten seine Augen voll Freude beim Gedanken, für die Mutter etwas verdienen zu können.

Da es bald Zeit war, in die Christenlehre zu gehen, so entließ Mariann ihre Kinder, der Herr aber erneuerte nun in allem Ernste sein Anerbieten und machte der erstaunten Mutter den Vorschlag, ihr ältestes Mädchen mit sich zu nehmen, es als Dienstmädchen zu behalten, aber auch zugleich für seine weitere Erziehung und Ausbildung zu sorgen. Die Mutter sagte, sie müsse zuerst mit dem Vogt reden und als sie das that, hatte

der Rübichlaus nichts einzuwenden, er meinte im Gegenteile, es sei gut, wenn ein Maul weniger zum Essen da sei, die Mariann werde mit den zwei andern Gofen dem Zins schon Meister werden. Nachdem auch der Lämmliwirt versichert hatte, der Herr und die Dame aus Bonn seien gut katholische Leute und das Bethli sei gewiß gut bei ihnen aufgehoben, nahm sie noch mit dem Pfarrer und Kirchmeier Rücksprache und gab endlich nach reiflicher Ueberlegung ihre Zustimmung zu Bethlis Abreise. So kam denn das Bethli, kaum aus der Schule entlassen, unter fremde Leute und der Mutter war es, als ob ein Glied von ihrem eigenen Leibe abgeschnitten würde, als sie von ihrem Kinde Abschied nahm, ihm noch einmal das Weihwasser gab und das Kreuzzeichen auf die Stirne machte und es ermahnte, stets Gott vor Augen zu haben und seiner Herrschaft in Liebe und Gehorsam ergeben zu sein.

So war wenigstens für ein Kind gesorgt, für die zwei übrigen zu arbeiten und zu verdienen, war nun die Aufgabe der Mutter. Den Sommer über war alles gut gegangen, Mariann hatte sogar etwas weniges erhauset, nun aber stand der Winter bevor, der erste, seitdem sie die Haselrütli verlassen; es mußte für Holz zum Heizen, für wärmere Kleidung und für manches andere gesorgt werden. Der Vogt war grausam zäh und häbig, murrte in einem fort über unnötigen Aufwand und Verschwendung und Großthuererei und als Mariann nach dem ersten Halbjahr zu ihm kam, um den Hauszins zu holen, sagte er stichelnd: „Jetzt kommt für euch die gute Zeit, nächstes Jahr werdet ihr vom Vogt entlassen, dann könnt ihr schon Wjsuppe kochen und kühlen und braten.“ Mariann sagte nichts, aber sie hoffte auf Gott und rechnete darauf, daß Bethli bis nächstes Jahr etwas verdienen und die andern Kinder ihr helfen könnten, Gnoßamigärten anpflanzen. Im Sommer hoffte sie als Wäscherin wieder recht viel zu erhausen, dann würde mit der Zeit alles besser werden.

Unter Sorgen und Arbeiten war indessen die Weihnachtszeit herangekommen. Es war am Abend vor der hl. Nacht, die Mutter saß in ihrem Stübli und spann; da klopfte es an die Thüre, der Briefträger trat ein und brachte ein großes Paket. Mariann erschrad, denn sie fürchtete, ein schönes Stück Geld für's Porto bezahlen zu müssen, aber der Briefträger sagte, die Sendung sei frankirt und Frau Marian brauche nur ihren Namen in's mitgebrachte Buch einzuschreiben, dann sei alles richtig.

Mit vor Erwartung und Erregung zitternden Händen öffnete nun die Mutter das Paket; das erste, was ihr in die Hände fiel, war ein Brief vom Bethli. Es stand darin zu lesen, wie es ihm so gut gehe, wie der Herr und die Madame mit ihm zufrieden seien. Für die ersten drei Monate habe es 20 Franken Lohn bekommen, aber der Herr habe ihm für das nächste Vierteljahr bereits mehr versprochen, wenn es sich brav halte. Das Geld schicke es der lieben Mutter, die werde es wohl nöthig haben und es selber brauche keinen Rappen für's Anschaffen von Kleidern, das besorge alles die Madame; es bekomme genug Gewand von ihr, das es nachentragen könne. Dem Anneli schicke die Madam ein nagelneues Tschöpli und ein hübsches Appenbindi zum Christkindeli; dem Fränzeli eine warme Pelzkappe und ein Paar Händschen, der Mutter aber extra einen schönen Schlusi.

Die gute Mariann wußte nicht, ob sie wache oder träume, besonders als sie noch weiter las, wie der Herr hinter der Madame nicht zurückbleiben wolle, und der Mutter auf Weihnachten 20 Fr. schicke. Wahrhaftig, da lagen in einem Papier eingewickelt zwei Goldstücke, Bethlis Vierteljahrlohn und das Weihnachtsgeschenk seines Dienstherrn. So viel Geld hatte Mariann schon lange nicht mehr beisammengesesehen, die Sorgen schwanden, ein heiterer Sonnenstrahl brach durch das dunkle Gewölk ihres viel geprüften Lebens und leuchtete freundlich auf sie hernieder. — Als die Kinder aus der Schule kamen und all die schönen Geschenke sahen, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Drei, viermal wurde Bethlis Brief gelesen, sogleich wurden die Kleidungsstücke probirt und 's Anneli wollte sein Appenbindi den ganzen Abend nicht mehr abziehen, der Fränzeli aber wäre sicher mit Händschen und Pelzkappe in's

Bett gegangen, wenn ihm nicht die Mutter dieselben weggenommen hätte. Nach dem Abendessen aber sagte die Mutter: „Kinder jetzt beten wir den Rosenkranz für die guten Leute in Bonn unnen und für's Bethli!“ Und die Mutter und das Anneli und der Fränzeli knieten andächtig nieder vor dem Heiland in der Stubenecke und der schmerzhaften Mutter und als die Mariann zuletzt noch für den Vater selig drei Vater unser betete, da konnte sie nicht weiter fahren, Thränen erstickten ihre Stimme, aber es waren nicht mehr Thränen des Schmerzens, sondern Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott, der die Seinen nicht verläßt.

Natürlich gingen die Kinder im Appenbindi und in der Pelzkappe zur Mette in der hl. Nacht. Wie schade, daß es da so dunkel war und die Leute die schönen Sachen nicht sehen und bewundern konnten! Um so mehr freuten sich die Kleinen auf den Gottesdienst am Morgen des Heiligtages; 's Anneli schwänzelte mit der Mutter durch den großen Gang in die vordersten Stühle und freute sich nicht wenig, als es merkte, wie es von den Leuten mit großen Augen angestaunt wurde. Besonders des Chropflitrinis Zänzi und Stini im vordern Stuhl konnten nicht genug hinder siluogen, einander stüpfen und auf das hübsche Appenbindi



und den neuen Schlusi der Mariann deuten. Als der Gottesdienst zu Ende war und Mutter und Kind die Kirche verließen, da stand draußen auf dem Friedhof das Chropflitrini mit seinen Töchtern schon beim Mübirätsch und die Haselrütthirau hörte beim Vorbeigehen deutlich genug, wie das Trini spottete, das hübsche Appenbindi werde wahrscheinlich auch aus des Haselrütthirats-herrn Hosen gemacht sein.

Am Neujahr ging Mariann zum Vogt, um ihm ein quots glückhaftiges neues Jahr zu wünschen,

und zugleich das Monatsgeld in Empfang zu nehmen. Sie kam beim Rübichlaus nicht gut an. Er nurggete allerlei herum und fragte sie, ob sie das Geld wieder an d'Hoffert henten wolle? Sie solle doch gleich das ganze Vermögen mitnehmen, es sei nimen z'viel und sie habe nicht schwer dran z'tragen. Es sei noch grad gnuog um neue Appenbindi, Schlufi und Händschen zu kaufen. Mariann merkte natürlich gleich, wo es geschlagen habe und wollte sich entschuldigen, indem sie sagte, daß Bethlis Herr und die Madam das alles geschickt hätten. Das hatte auch Chlausis Frau gehört und nun gings los: Ob denn die Frau Matsherr so dumm sei und meine, daß vernünftige Leute so etwas glauben. Solche Narren seien allweg die fremden Herrschaften nicht, daß sie Bettelleuten solche Hanseliwaar verehrten. Das solle sie andern angeben. Man wisse wohl, wie es die Mariann schon früher getrieben habe, und eine Raze verlerne das Mausen nicht. — Sie habe den Haselrütthisepp zu Grunde gerichtet mit ihrer narrochten Haushaltung. „Es vermags halt nicht jede z'hüchlen und Wyszuppe z'chochen und d'Matsherrenfrau z'spielen!“ Mariann erwiederte nichts, sie wäre auch kaum zu Worte gekommen, so dicht hagelten die Vorwürfe auf sie herab. Endlich wurde es selbst dem Chlaus zu dick. „Jetzt ihuets es!“ sagte er zum Rübichläsch, stand auf und gab der Bogtsfrau das magere Monatsgeld.

V. Geduld bringt Rosen.

Mit Sehnsucht erwartete Mariann den Sommer; sie hoffte nicht nur auf Verdienst, ihr Herz verlangte auch darnach, das Bethli wieder zu sehen. Tage und Stunden wurden von ihr gezählt und der Lämmliwirt mit Fragen geplagt, wann die Herrschaft von Bonn anrücke. Endlich waren sie da, der Herr mit seiner Madam und Bethli, ihrem Kammermädchen.

Poz tausend, wie die Mariann Augen machte als sie ihr Aeltestes wieder sah. Bethli hatte gewachsen und gedrüeht, Fleisch und Zugemüse schlugen ihm besser an als Suiffi und Herdäpfel; auch die bessere Kleidung machte das Meitschi zweg und die Mutter schlug bei seinem Anblick vor Freude die Hände zusammen und wußte schier nicht, ob sie ihr Kind mit Sie oder Du anreden sollte. Bethli konnte nicht genug rühmen, wie zufrieden und glücklich es sei, wie gut es ihm gehe und wie lieb es seine Herrschaft habe.

Bald wurde im ganzen Dorfe bekannt, was für eine stattliche Jungfer das Haselrütthibethli geworden sei, man sprach davon im Reigelneß und auf dem Rübistalden. Neider gab es mehr als genug und das arme Meitschi wurde verheckelt, daß kein guter Fezen mehr an ihm blieb. Besonders das Chropflitrini, das zweimal in der Woche im „Lämmli“ die Abspeife holen durfte, ließ über das Kammermeitschi allerlei verdächtige Bemerkungen fallen und suchte es bei der Wirtin anzuschwärzen und abenzumachen.

Mariann arbeitete mit neuem Eifer; sie war ja so glücklich in Bethlis Nähe zu sein und setzte ihren Stolz darauf, die Wäsche pünktlich zu besorgen.

Etwa 14 Tage mochten seit der Ankunft von Bethlis Herrschaft verstrichen sein, als eines Tages die Madam bemerkte, daß ihr 2–3 weiße Taschentücher fehlten. Sie dachte, dieselben seien irgendwohin verlegt worden und sagte daher nichts. Aber ein paar Tage später fehlten auch der Frau Geheimrätin aus Bremen ein Nachtschoppen, zwei Paar Strümpfe und ein weißer Unterrock, — da gab's Lärm. Die Frau Geheimrätin ging zum Lämmliwirt, verlangte nach der Polizei und einer Hausfuchung bei der Wäscherin und dem Zimmermädchen, denn sonst hätte ja niemand mit diesen Sachen etwas zu thun gehabt.

Wie die Mariann erschlüpfte, als der Landjäger zu ihr kam, ist schier nicht zu sagen; das war für sie ein Bliß von heiterem Himmel. Zu Tod erschrocken öffnete sie bereitwillig die Kantrumdrücke, in der ihr Weißzeug lag. Der Landjäger durchschnaußete alles von z'oberst bis z'unterst und zog endlich triumphirend ein weißes Nاستüchli hervor, welches das Namenszeichen von Bethlis Madam trug. Mariann beteuerte hoch und heilig, der Schlufi, welchen ihr die Madam zum Christkindeli geschickt, sei in dieses Nاستüchli eingemacht gewesen, es habe ja einen Tintenfleck und sei nicht mehr zu brauchen. Da half alles nichts, die Mariann mußte mit dem Landjäger in den Spittel und das Bethli sowohl, als die Madame wurden auf's Rathhaus zitirt und verhört. Die Madam kannte das Nاستüchli sogleich, wollte aber nichts davon wissen, daß sie den Schlufi darin verpackt habe. Gleichwohl bat sie dringend, daß man aus Rücksicht gegen 's Bethli, die Mutter freilasse. Da eine weitere Nachsuchung in Marianns Wohnung ohne Erfolg und weder der Nachtschoppen noch der Unterrock der Geheimrätin aufzufinden war, so entließ man die Mariann nach zwei Tagen aus dem Spittel. Niedergeschlagen

kehrte sie zu ihren Kindern zurück, die inzwischen nicht aufgehört hatten, für die Mutter zu beten und zu weinen. Schwerer als alles andere lastete auf der armen Frau der Gedanke, daß ihre Ehre angetastet, daß sie als Schelmin eingestekt worden sei. Man werde allweg mit Fingern auf sie zeigen, schluchzte sie, als sie beim Bethli und den andern Kindern allein war; es sei ihr Lebtag eine Schande für sie, daß sie der Landjäger geholt habe.

Zu allem Unglück wollte nun auch der Lämmliwirt nichts mehr von der Mariann wissen; so eine Wäscherin könne er nicht brauchen; sei jetzt an der Sache, was da wolle, es sei doch verächtlich und man dürfe der Haselrüttheri nicht mehr trauen. Auch im Verhalten von Bethlis Herrschaft zeigte sich eine Veränderung. Der Herr sowohl als die Madam sprachen mit der Mariann kein Wort mehr und auch gegen das Bethli wurden sie kälter. Sie reisten früher ab, als sonst und Bethlis nächster Brief euthielt die traurige Mitteilung, daß ihm der Dienst auf Neujahr gekündigt sei.

Was wollte nun die arme Mutter anfangen? Der Winter stand vor der Thüre und der Bogt hatte unsinnig wüßt gethan, als ihm Mariann sagte, sie brauche etwas mehr Geld für die Haushaltung, da sie mit Waschen nichts mehr verdienen könne. Sie solle doch stehlen, daß es sich vertragen möge, hatte er gesagt, dann komme sie ins Zuchthaus und sei versorgt.

Die unglückliche Frau wußte nicht, wo aus, wo an. In einen Dienst einzutreten war für sie unmöglich, denn sie konnte die Kinder nicht verdingen, das Kostgeld nicht bezahlen. — Ihre einzige Aussicht war — das Waisenhaus. Kummer und Sorgen hatten sie zudem schier aufgerieben, vom schlechten Kaffe hatte sie das Maagenweh bekommen und mußte doktern. Herdäpfel und Suiffl erlitt sie nicht mehr, sie bekam 'sHerzwasser und Magenkrämpfe, daß sie meinte, es verderbe sie auf der Stelle. Gute Leute hatte sie keine mehr, auch der Kirchmeier war letzten Winter gestorben. Früher hatte ihr die Pfarrköchin hie und da ein halbes Dukend Eier gegeben und einmal eine Halbe rothen Wein; der Herr habe es so befohlen; aber seit der G'schicht im Lämmli rebete die Jungfer Susanne kein Wort mit ihr. Ja, sie hatte ihr sogar einmal, ohne nur die Zeit abzunehmen, die Thüre vor der Nase zugeschlekt. Aber auch in der höchsten Noth geriet die Mariann auf keine Abwege. Sie schimpfte

nicht über die Leute, welche es ihr wüßt machten und sie verlogen, sie klagte nicht, wenn sie vor Schmerz und Schwäche schier zusammensank. Alle Morgen ermahnte sie die Kinder: „Wenn ihr auch noch so hungert, nehmt nichts, stehlet nichts, auch nicht für einen Baken, nur das nicht, Kinder, um der tausend Gottswillen nicht!“

Zweimal schon bekamen das Anneli und der Fränzli z'Mittag nur einen Biß Brod, aber die Mutter saß mit ihnen einewäg an den Tisch, verrichtete das Gebet vor dem Essen und nach dem Essen und hieß nachher die bleichen, hungrigen Kinder wieder in die Schule gehen.

Wo sie konnte, suchte Mariann mit Spinnen etwas zu verdienen; aber wenn sie den Leuten das gesponnene Garn zurückbrachte, da wog z. B. die Müllerin daselbe wieder, was sie früher nie gethan hatte, zuckte die Achseln und sagte: „Es ist es, aber spiz.“ Das schnitt ihr in die Seele, aber sie sagte nichts.

Zu Weihnachten kam wieder etwas Geld vom Bethli, aber nicht so viel, wie letztes Jahr; es müsse die Kleider selber anschaffen, hieß es im Brief, da ihm die Madam nichts mehr zum Nachentragen gebe. Auf Appenbindi und Händschen warteten die Kinder umsonst, das Christkindeli von Bonn blieb aus.

Neujahr kam und mit ihm die Dokterrechnung und Mariann mußte zum Bogt gehen, um Geld zu holen. Der Rübichlaus erklärte kurz und bündig, jetzt sei's aus und Amen mit dem Geld und sie könne solches nehmen, wo sie es bekomme. Der Lämmliwirt habe auf Mitte März die Behausung vergeben, er dulde keinen Schelm in seinem Hause; da werde wohl nichts anderes übrig bleiben, als das Waisenhaus oder der Spittel.

Am Abend kniete die Mutter mit ihren Kindern wieder vor dem Kruzifix in der Stubenecke; sie flehte recht innig, daß sie doch der liebe Gott nicht ganz verlasse: „Nicht mit mir, aber mit meinen armen, hilflosen und verlassenem Kindern habe Erbarmen, du gütiger Heiland!“ Und es war, als ob eine innere Stimme sie tröstete und ihr zurief: „Derjenige, der die Blumen des Feldes kleidet und die Vögel des Himmels ernährt, er wird dich und die deinen nicht verlassen.“

Inzwischen war auch die Fastnachtszeit gekommen und der Gigerhansli hatte viel zu thun. Schon manche Nidel war da und dort, besonders im Heigelneft ausgefeisert worden, mancher Zuckerstod und manche Flasche Schnaps im Chöli verschwunden; da gellte plötzlich in den Fastnachtsjubil

hinein ein schriller Rißton, ein schreckliches Ereigniß verfezte das ganze Dorf in Aufruhr. Beim Rübichlaus sei letzte Nacht eingebrochen worden, hieß es, der Chlaus sei halb und der Rübirätsch ganz todt. Am Morgen früh waren Dokter und Landjäger, Richter und Weibel nacheinander in den Rübistalden hinaufgeeilt. Neugierige Leute standen droben um's Häuschen und im Dorf auf den Gassen und erzählten vom grausigen Vorfall. Früh am Morgen hatte der Ziegerlunzi, als er am Rübistalden vorbeiging, den Chlaus stöhnen und jammern gehört. Er sprengte die Thüre ein und ging dem Stöhnen nach, da stolperte er in der Kammer über einen menschlichen Körper. Lunzi machte Licht und wurde kreideweiß vor Schrecken: vor ihm lag der Rübirätsch in seinem Blute. — Halb auf dem Bett, halb auf dem Boden liegend jammerte der Chlaus und redete ganz verstört. Der Kasten in der Kammer war erbrochen, das Fenster gegen den Garten stand offen. Auf Lunzis Bericht wurde sofort ein visum repertum aufgenommen und in und um's Häuschen alles genau durchsucht. — An Rübirätsch's Stirne klappte eine breite Wunde, seine Hand umklammerte einen Fezen Tuch. Vor dem Kammerfenster fand man ein großes Loch im Schnee, Fußtritte und Blutspuren.

Die Leiche von Chlaus's Frau wurde in's Beinhaus verbracht, der Chlaus selber, als er wieder etwas zur Besinnung gekommen war, verhört. Er wußte nicht viel anderes anzugeben, als daß er in der Nacht an einem heftigen Gepolter erwacht und aus dem Bett gesprungen sei. Im selben Augenblick habe er einen Puff bekommen, sei umgefallen und habe an der Bettstatt den Kopf so stark angeschlagen, daß es ihm g'schwunden sei.

Der arme Chlaus war übel zweg. Er hatte nicht nur eine Wunde am Kopf, sondern war auch vom Schrecken wie gelähmt. Es war eine Art Schlagfluß. Appetit hatte er noch, aber in Arm und Bein verspürte er eine Schwäche, daß er nicht einmal Milch hätte erwellen können. Natürlich mußte jemand gesucht werden, um ihm die Gaißen zu melken. Aber im ganzen Dorfe wollte niemand zum Rübichlaus. Das Stunggisbabeli meinte, z'essen bekomme es bei dem da nichts und wenn es verhungern wolle, so wolle es daheimen verhungern; da könne es doch noch liegen dazu. 'S Spizliseppe aber sagte, es wolle nicht in dem Dreck ersticken; den Unrat in's Rübichlausen wegzubringen, dazu brauche es

Zweispiz und Schaufel und mit solchem Werkzeug wisse es nicht umzugehen. Das Gauertrineli hingegen fürchtete sich unmäßig vor dem Rübirätsch sel. Es dürfe um keine Welt im Rübistalden übernachten, es schüüzele ihm, wenn es tag's neben dem Haus vorbei müsse.

Als die Mariann vom schweren Unglück, das den Vogt getroffen, und von seiner großen Verlassenheit hörte, da kam ihr sogleich der Gedanke, es sei doch an ihr, für Sepp's sel. Bruder zu sorgen. Es kostete sie zwar nicht wenig Überwindung, aber man muß dem Teufel auf den Schwanz trampeln, sagte sie und fünf grad sein lassen. Mariann vergaß, was vorgefallen war und besuchte den Chlaus. Dieser lag elend im Bett und verschmachtete schier vor Durst. Mariann wollte ihm ein Eckeli Milch wärmen, aber weder in der Küche noch im Keller war ein Tröpflein Milch zu finden und die Gaißen waren noch nicht gemolken. Da ging Mariann in den Stall und molk und hirtete die hungrigen Tiere. In der Kammer fing sie an, den Boden aufzuwaschen, es waren noch Blutflecken zu sehen. Da brauchte es allerdings mehr als einen Becher Fegsand und eine Melchter voll Sodawasser.

Auf den Chlaus machte es einen sonderbaren Eindruck, als er sah, wie sich die Mariann für ihn abmühte. Eine Art Rührung erwachte in seinem sonst steinharten Herzen. „Mariann!“ sagte er, „du kannst die Milch, welche ich nicht brauche, heimnehmen. 'S wär mir schon recht, wenn du morgen wieder kämst, ich gebe dir dann einen Ehratten voll Herdäpse mit für die Kinder.“

Als die Mariann vom Rübistalden heimging, vernahm sie auf dem Wege, daß man den Keigelmigi und seine Frau auf's Rathhaus gebracht habe.

Im Keigelneß wurde Haussuchung gehalten; da kam allerlei zum Vorschein. Unter anderer gestohlener Waare befanden sich auch die Nasstüchli der Madame aus Bonn und der Nachtschoppen und Unterrock der Frau Geheimrätin. Im blauen Hirthemd, das der Migi zu tragen pflegte, befand sich ein Loch und der Fezen, den man in der Hand von Chlaus's Frau gefunden hatte, war präzis vom gleichen Tuch und paßte exakt ins Loch hinein.

Anfangs läugneten die Beiden alles rundweg. Als sie aber ein paar Tage bei Wasser und Brod im Turm unnen gefessen waren, bekantten sie mehr, als man fragte. Die Wäsche im Lämmli hatte das Chropflitrini gestohlen, den Einbruch im Rübistalden hatte der Migi verübt. Durch

eine Hinterthüre war er in's Haus gedrungen und hatte in der Kammer den Versuch gemacht, den Kasten, worin er Geld vermutete, mit einem Beile zu öffnen. Da sei der Kübirätsch erwacht und auf den Migi losgestürzt; dieser habe sich im Schlupf mit dem Beile gewehrt, und ohne daß er es wollte, die Frau auf den Kopf getroffen. Ob dem Gepolter und Geschrei sei auch der Chlaus erwacht, Migi habe ihm einen Schupf gegeben und durch's Kammerfenster einen Ausweg gesucht.

Die Beteurungen des Keigelmigi, daß er den Kübirätsch nicht absichtlich getödet habe, fanden bei den Richtern wenig Glauben; da aber der vollständige Beweis für einen vorsätzlichen Mord nicht erbracht werden konnte, so wurde der Delinquent mit zwanzig Jahren Zuchthaus bestraft. Zudem kam er an's Halsseisen und der Scharfrichter mußte ihn vom Rathhaus weg bis zum Steinmattli Thürli und wieder zurück mit Ruten streichen. Das Chropflitrini stellte man auf den Lasterstein, einen Zettel mit dem Verzeichniß seiner zahlreichen Diebstähle am Hals und mit einer Rute im Arm. Für fünf Jahre bekam es Unterkunft im Zuchthaus und als Halsschmuck den sogenannten Schnabel. Die Buben kamen in's Waisenhaus, die Meitli suchten Plätze als Diensthöten, aber niemand wollte sie dengen. Da zogen sie aus dem Land und seither hat man nichts mehr von ihnen gehört.

Unter der sorgensamen Pflege Marianns erholte sich der Kübichlaus allmählig. Nach 14 Tagen hatte sich die Lähmung hauptsächlich im Bein stark verloren, so daß er überallhin zu hülfen vermochte, aber schaffen konnte er noch nichts, nur aufzuog. Der Mariann hatte er gesagt, sie könne bei ihm z'Mittag essen, sie versäume

so weniger mit Laufen, aber er paßte auf, wie ein Hästlimacher, ob sie ihm nichts veruntreue, nichts verschleife. Er zählte ihr alles vor, die Herdäpfel, die sie brauchen, jedes Pfündli Unken, das sie kaufen durfte. Den Kastenschlüssel hatte er an einer Treibschnur mitten um den Leib gebunden und den Geldsäkel legte er nachts immer unter das Kopfkissen. Mariann ließ das alles ruhig geschehen. Als es gegen Mitte März rückte, fragte sie den Chlaus, was sie machen solle; der Lämmliwirt habe ihr die Behausung wieder angetragen und ihr auch die Wäsche für

den Sommer wieder versprochen. Der Chlaus fragte in den Haaren, die Mariann war ihm unentbehrlich geworden. Nach langem Zögern sagte er endlich: „He, du könntest ja zu mir kommen mit deinen Gosen, 's wird wohl gnuog Platz sein, und ein Löhndli für die Abwart zahl ich dir auch.“ So zog die Mariann mit ihren Kindern im Kübistalden ein u. führte dem Chlaus die Haushaltung. Sorglich pflegte sie den eischierigen Mann; sie wußte ihm vorund nachzugeben und ihn doch so zu regieren, daß er nach und nach ein anderer wurde. Geduld hat es freilich viel gebraucht — aber „Geduld bringt Rosen“ und im Dulden hatte Mariann eine gute Schule

durchgemacht. Keine andere verstand es wie sie, zu ertragen und auszuhalten; daher konnte auch der Lohn nicht ausbleiben.

*

*

*

Zehn Jahre sind inzwischen in raschem Laufe vergangen. Vieles ist anders geworden. Das Chropflitrini haben sie begraben; es hat's im Zuchthaus nicht lange ausgehalten. Auf den Migi übte sein Unglück einen heilsamen Einfluß aus, er trug geduldig seine Strafe, da wurde



ihm die Hälfte der Strafzeit geschenkt. Die Mariann und der Chlaus und andere gute Leute halfen ihm nach Amerika, wo er bei einem verwandten Farmer ein Unterkommen fand.

Marianns Kinder sind alle erwachsen und gut versorgt. Bethli hatte einen neuen Platz gefunden, aber die frühere Herrschaft gab mit Bitten nicht nach, bis es wieder zu ihr kam. Es ist gehalten, wie das eigene Kind. — Das Anneli ist mit einem braven Burschen versprochen, im Herbst soll die Hochzeit sein. Und der Fränzli? Aus ihm ist ein fester, arbeitssamer Bauer geworden. Der Chlaus hat ihm sein Heimeli angeschlagen und auch noch eine Matte dazu gekauft, so daß er jetzt statt der Gaißen ein paar Kühe halten kann. Auf dem Rübistalden sieht's nun freilich anders aus, als vor zehn Jahren. Haus und Gädeli sind im besten Zustand, das Gärtchen vor dem Hause ist sorgsam gepflegt und an schönen Frühlingstagen sitzt der Chlaus auf dem Bänkli und tubädlet, aber nicht mehr so stinkiges Kraut,

wie früher. — Neben ihm steht die Mariann, eine immer noch rüstige Frau und lizmet. Wenn der Rübichlaus guter Laune ist, so sagt er: „He, ich bin doch früher ein recht armer und ein recht dummer Kerli gewesen. Geld hätte ich genug gehabt, wenn ich davon einen vernünftigen Gebrauch gemacht hätte.“ — Manchmal fährt er dann in seiner Betrachtung weiter: „Es gibt eben allerlei für arme Leute: solche, die sich arm stellen, aber im Geheimen haselieren und gut leben, die haben kein Glück; Leute, die Geld haben, aber zu geizig sind, es vernünftig anzuwenden, die haben keinen Verstand und sind eigentlich die Ärmsten; — Leute, die wirklich arm sind, aber es nicht zu sein scheinen, die sind allerdings am übelsten dran.“ „Und doch ist auch die Armut ein Segen Gottes“, entgegnet die Mariann. „Wer sie im rechten Geiste erträgt, ist reich an Verdienst und innerem Trost und Gott belohnt das Vertrauen, das man auf ihn setzt. Der Herr verläßt die Seinen nicht.“

Der Reisefack an der Wirtstafel.

Es war im Sommer vorigen Jahres, als ein steifer Engländer mit Reisehut und Reisefack in einen schweizerischen Gasthof trat. Müde setzte er sich an den Mittagstisch, seinen Reisefack stellte er neben sich auf einen Sessel. Nach dem Essen forderte er die Rechnung; sie wurde ihm eingehändigt und siehe, es war das Mittagessen doppelt angerechnet. Erstaunt fragte der Engländer: „Warum denn das?“ Er erhielt die Antwort, daß sein Reisefack den Platz für eine Person eingenommen habe und daß folglich für ihn auch bezahlt werden müsse. So wußte nun der fremde Gast Grund und Ursache; er bezahlte schweigend die Rechnung und reiste ab.

Zwei Tage waren verflossen. Wieder erschien der steife Engländer mit Reisehut und Reisefack und bestellte ein Mittagessen. Der Reisefack fand wiederum neben ihm auf dem Sessel Platz.

Es wird aufgetragen. Der Engländer ißt und — der Reisefack ißt mit. Der Engländer

läßt es sich schmecken und vergißt seinen Reisefack nicht; von jeder Schüssel erhält dieser einen Teil. Gelächter erhebt sich — der Engländer schweigt. Die Kellner im Frack staunen, der Engländer ißt schweigend weiter, der Reisefack füllt sich immer mehr und mehr.

Entrüstet erscheint der Herr des Hauses.

„Mein Herr, was unterstehen sie sich! In meinem Leben ist mir Ähnliches nicht vorgekommen!“ Da erhebt sich der schweigsame Gast und spricht gelassen also:

„Mein Reisefack ist heute besser gelaunt, als vor drei Tagen: er bedauert, damals nicht bei Appetit gewesen zu sein.“

Dem Wirte wurde es dunkel vor den Augen, aber den Tischgenossen ging ein Licht auf. Der Engländer erzählte alles, wie es gekommen war. Unbeschreibliches Gelächter erhob sich; der Wirt verduftete und der Engländer hatte seine Rechnung bezahlt.

